

## Aus dem Inhalt:

Das Bekenntnis des Petrus:

»Wer sagt ihr, daß ich sei?«

Lichtblicke

Als Gast bei  
australischen Freunden

TREFFPUNKT

Gemeindemitteilungen

# Das Bekenntnis des Petrus

Otto Hammer

## »Ihr aber, wer sagt ihr, daß ich sei?«

*»Und Jesus ging fort mit seinen Jüngern in die Dörfer bei Cäsarea Philippi. Und auf dem Wege fragte er seine Jünger und sprach zu ihnen: Wer sagen die Leute, daß ich sei? Sie antworteten ihm: Einige sagen, du seist Johannes der Täufer; einige sagen, du seist Elia; andere, du seist einer der Propheten. Und er fragte sie: Ihr aber, wer sagt ihr, daß ich sei? Da antwortete Petrus und sprach zu ihm: Du bist der Christus! Und er gebot ihnen, daß sie niemandem von ihm sagen sollten.« (Mark. 8,27-30)*

### 1. Die Frage an die Damaligen

Dieser Abschnitt aus dem Markusevangelium ist einer der großen Evangelientexte. Wir finden ihn in allen drei synoptischen Evangelien. Die einzelnen Texte weisen zwar Unterschiede auf. Die Fragen aber »Wer sagen *die Leute*, daß ich sei?« und »Ihr aber, wer sagt *ihr*, daß ich sei?« haben alle drei gemeinsam. Im Johannesevangelium lautet die Frage: »Wollt ihr von mir weggehen?«, und Petrus antwortet »Du hast Worte des ewigen Lebens, wir haben erkannt, daß du der Heilige Gottes bist«.

Jesus war mit seinen Jüngern über den Jordan gewandert, vom Land des Herodes-Antipas hinüber in das Land seines Bruders, des Tetrarchen Philippus. Er wanderte den Jordan aufwärts: zur Linken das nordgaliläische Bergland und zur Rechten die Golanhöhen. Sein Ziel war Caesarea Philippi, das Caesarea des Philippus. Philippus hatte die Stadt zu seiner Residenz ausgebaut, oben im Norden, dort wo der Jordan herkommt. Es ist die alte Stadt Paneas. Er hatte sie dem Kaiser zu Ehren Caesarea genannt, nach dem Vorbild seines Vaters, der der von ihm erbauten Stadt am Mittelmeer auch den Namen Caesarea gegeben hatte.

Wir erfahren aus dem Text nicht, warum Jesus über den Jordan in die Gegend von Caesarea Philippi gezogen war. Vielleicht wollte er der spannungsgeladenen Atmosphäre Galiläas entgehen und in dem vorwiegend griechisch besiedelten Nordjordangebiet, wo es kaum Juden und deshalb auch keine politischen und religiösen Eiferer gab, Ruhe finden und nachdenken.

Und dort, in dieser entspannten Atmosphäre im Lande des Philippus fragt Jesus seine Jünger, was sie glauben, daß er sei. Es ist eine Frage mit zwei Adressaten: der indirekte Adressat, das sind die Leute, die öffentliche Meinung; der direkte Adressat, das sind die Jünger selbst. Offen und direkt fragt Jesus sie: wer bin ich für euch, was bedeute ich euch?

Zuerst zur Frage »Wer sagen die Leute, daß ich sei?« Die Jünger sagen, was sie gehört haben, und natürlich steckt darin bereits eine Auswahl dessen, was sie für akzeptabel halten. Sie sagen: du wirst verglichen mit den Propheten, mit Elia

und mit Johannes dem Täufer. Die Propheten, das sind die Bewahrer und Vorkämpfer der nationalen und religiösen Identität des Judentums. Die Propheten, das sind die Männer, die das Volk abgrenzen gegenüber den Nichtjuden. Sie drängen auf Einhaltung der Gesetze, sie kämpfen für religiöse und rituelle Reinheit. Sie verstehen sich als Boten Gottes, die sagen, was der Wille des Herrn ist, und was der Herr von seinem Volk fordert. Die Propheten sind es auch, die die Strafe verkünden für dasjenige Volk, das fremde Götter duldet oder ihnen gar mit Verehrung entgegenkommt. Aber es sind auch die Propheten, die das geschlagene Volk trösten auf Geheiß Jahwes. Bei Jesaja heißt es im 40. Kapitel: »Tröstet, tröstet mein Volk! spricht euer Gott. Redet mit Jerusalem freundlich und prediget ihr, daß ihre Knechtschaft ein Ende hat.« (Jes. 40,1-3)

Der Vergleich mit Jesaja verstärkt diese Einreihung Jesu unter die Propheten. Jesaja war am entschiedensten für die kultische Ausschließlichkeit Jahwes eingetreten. Jahwe oder Ba'al hieß für ihn die Frage, und wer Ba'al sagte, der mußte sterben. Auf dem Karmel, in Muchraka, wird noch heute an ihn erinnert. Und noch etwas sagt der Vergleich mit Jesaja als Ausdruck der Naherwartung des Gottesreichs: Der Prophet Maleachi aus dem 5. Jhd. v. Chr. hatte nämlich geschrieben: »Siehe, ich will meinen Boten senden, der vor mir her den Weg bereiten soll. (...) spricht der HERR Zebaoth. .... Siehe, ich will euch senden den Propheten Elia, ehe der große und schreckliche Tag des Herrn kommt.« (Mal. 3,1.23)

Wer in Jesus den Propheten Elia sieht, der versteht ihn als Wegbereiter einer apokalyptisch anbrechenden Gottesherrschaft. Daß auch Johannes der Täufer hier mit einbezogen wird, ist nur konsequent: Der Täufer predigte das nahe Gottesreich und rief zur Vorbereitung auf dieses Reich auf.

Jesus sagt nichts zu diesen Vergleichen, er bestätigt sie nicht und er lehnt sie auch nicht ab. Er stellt jetzt die direkte Frage, die Bekenntnisfrage: »Ihr aber, wer sagt *ihr*, daß ich sei?« und Petrus antwortete für die Jünger: »Du bist der Christus.«

Petrus hat mit Sicherheit aramäisch gesprochen und nicht griechisch. Er hat also gesagt »Du bist der *Messias*«. Das ist zwar das gleiche Wort, das eine griechisch, das andere hebräisch, und beide Male bedeutet es: Retter, Erlöser, Befreier. Aber das Verständnis dahinter ist ein anderes.

Der Messias ist für einen Juden der Gesalbte Gottes, einer, der das Volk befreit und aus der Knechtschaft rettet, der es aus der Hand eines fremden Volkes erlöst. Der Christus im griechischen Sinn ist in erster Linie Erlöser für den Einzelmenschen und der Erlösungsbegriff bezieht sich stärker auf die Transzendenz, während sich nach jüdischem Verständnis die Rettung hier auf dieser Welt vollzieht.

Jesus hatte sich bei der Aufzählung der Volksmeinung zu seiner Person nicht geäußert, weder zustimmend noch ablehnend. Zur Aussage des Petrus aber, »Du bist der Christus«, schweigt er nicht. »Er gebot ihnen, daß sie niemandem von ihm sagen sollten«. Vielleicht bewog ihn die Befürchtung, verfolgt zu werden, von den Römern oder den Juden: Es gab in jenen Jahren immer wieder Leute, die sich als Messias ausgaben und das Volk zum Widerstand gegen die römische Ober-

herrschaft aufwiegelten. Oder er war besorgt, falsche Erwartungen bei den Leuten zu wecken.

Die traditionelle Bibelauslegung der Kirchen deutet das Schweigegebot Jesu als Zustimmung und spricht vom "Messiasgeheimnis". Zwingend scheint mir diese Auslegung aber nicht zu sein. Vielleicht gebot Jesus seinen Jüngern zu schweigen, weil er sich *nicht* für den Messias hielt. Weil er sich weder als Erlöser für das Jenseits noch als Befreier des Volkes im Diesseits verstand. Weil er seine Berufung und seine ihm von Gott zugewiesene Aufgabe ganz anders sah.

## 2. Die Frage an uns Heutige

Nun haben wir den Text analysiert, wir haben versucht zu deuten, was damals geschehen ist und, soweit möglich, auch zu verstehen. Damit könnten wir eigentlich unsere Aufgabe als gelöst ansehen. Doch so einfach sollten wir es uns nicht machen.

Die Frage Jesu »Was bedeute ich euch und wie steht ihr zu mir?« steht nämlich nach wie vor im Raum. Sie ist nie endgültig beantwortet worden, sondern immer nur vorläufig. Sie wurde immer nur für den Augenblick und für die jeweils vor der Frage stehenden Menschen beantwortet. Und deshalb richtet sich die Frage unmittelbar an uns, die wir heute leben. Wir Heutigen sind gefragt: »Ihr aber, wer aber sagt ihr, daß ich sei?«.

Um dieses Thema ging es schon bei den Auseinandersetzungen in der Alten Kirche. Die daraus entstandenen Dogmen der Reichskonzilien im vierten und fünften Jahrhundert haben die damalige Christenheit über Jahrhunderte hinweg gespalten.

Auch Christoph Hoffmann sah sich vor eben diese Frage gestellt. Sie ist die Urfrage des Tempels geworden. In der Antwort auf diese Frage liegt auch heute noch der Grund des Tempels. »Grund« in zweifacher Weise: zum einen als Begründung der Tempelentstehung und zum zweiten als der Grund, der Boden, auf dem der Tempel erbaut wurde und heute noch steht.

Beginnen wir mit der Frage »Wer sagen die Leute, daß ich sei?«. Die Leute, das sind für uns die anderen, die Mehrheit, verkürzt und vereinfacht die beiden großen Kirchen, jeweils verstanden als die offizielle Lehre der Amtskirchen.

Die Amtskirchen halten nach wie vor an den im 4. und 5. Jahrhundert zustandekommenen Glaubenssätzen fest. Jesus ist für sie, wie in den Glaubensbekenntnissen festgelegt, der eingeborene Sohn Gottes. Er ist ungeschaffen und wesens-eins mit dem Vater. Er ist wahrer Gott und wahrer Mensch, und an Weihnachten feiern die Kirchen die Inkarnation, die Fleischwerdung Gottes. Sie feiern, daß Gott Mensch geworden ist, um das Menschengeschlecht aus der Verlorenheit zu retten, in die sie durch die Ursünde, den Ungehorsam Adams, gefallen ist. »Welt ging verloren, Christ ist geboren« heißt es in unserem meistgesungenen Weihnachtslied.

Wir sehen natürlich, daß viele Menschen in der Kirche, und die meisten der aus den Kirchen Ausgetretenen, das Glaubensbekenntnis nicht unbedingt wörtlich verstehen. Aber wir sehen auch, daß beispielsweise in der evangelischen Kirche ein starker Flügel mit rund 50% entschieden und uneingeschränkt auf den trinitarischen Aussagen der Glaubensbekenntnisse besteht.

Nun aber zur zweiten Frage Jesu an uns: »Ihr aber, wer sagt ihr, daß ich sei?«. »Wir«, das sind zunächst einmal »wir, die Tempelgemeinde«. Die Antwort fällt nicht leicht, weil der Tempel kein festgelegtes und endgültig formuliertes Glaubensbekenntnis hat. Denn was den Tempel von den konventionellen Kirchen unterscheidet, ist nicht primär, daß wir keine Taufe haben und kein Abendmahl feiern. Es ist auch nicht, daß wir kein Kreuzifix in unserem Gottesdienstraum aufstellen. Der primäre Unterschied ist, daß wir die von Luther und der lutherischen Reformation beibehaltenen Dogmen der Alten Kirche über das Wesen Jesu nicht akzeptieren. Was uns unterscheidet, ist *unsere* Antwort auf die Frage Jesu: »Ihr aber, wer sagt ihr, daß ich sei?«.

Beginnen wir mit Christoph Hoffmann. Schon in seinem 1849 erschienenen ersten Buch »Stimmen der Weissagung über Babel und das Volk Gottes« sagt er eindeutig: »Jesus von Nazareth war ein Prophet, mächtig von Taten und Worten, vor Gott und allem Volk« (11), und dort sagt er auch, die alte Religion habe in der Lehre Jesu ihre vollkommene Gestalt erhalten »durch den Mund desjenigen, der nicht irren konnte, weil er selbst der Sohn des Vaters war« (12). Wir sehen, Christoph Hoffmann sah in Jesus »einen der Propheten« *und* den »Gottessohn«.

Das erscheint uns, nach dem ersten Anschein, ein Widerspruch, weil wir zu sehr in den Kategorien der vorher erwähnten Dogmen denken. Hoffmann löst diesen Widerspruch auf: »Demnach ist unter Sohn Gottes nichts weniger als eine menschengewordene göttliche Person, sondern ein Mann aus dem Geschlechte Davids verstanden, der so mit dem Geist Gottes erfüllt ist, daß er(...) wie es in den Gedanken Gottes selbst liegt, (...) die ganze Menschheit durch diesen göttlichen Gedanken geistig umwandelt und so auch einen vollkommenen äußeren Zustand des Menschen herstellt« (13). Es ist gewissermaßen eine Annahme an Sohnes statt. Hoffmann bezieht sich für diesen Adoptionsvorgang auf das Alte Testament, wo Gott zu David spricht: »Du bist mein Sohn, heute habe ich dich gezeuget, ins Licht gesetzt« (14), und auf das Neue Testament, wo vielfach jeder, der aus dem Geist geboren ist, ein Kind oder Sohn Gottes genannt wird (15).

Aus dieser Entdeckung heraus verneint Hoffmann die kirchliche Lehre von der Dreieinigkeit und der Gottheit Christi. Von daher entfallen logischerweise auch alle Sakramente. Christoph Hoffmann lehnt Taufe und Abendmahl nicht im Grundsatz ab. Er verweist darauf, daß sie keine unmittelbare Heilswirkung haben, sondern reine Zeichen, reine Symbole, sind. Heil kommt nur aus dem Glauben *an* und der Arbeit *für* das Reich Gottes.

Die heutige Tempelgesellschaft und die heutigen Tempel können sich nicht darauf berufen, daß Christoph Hoffmann schon alles gesagt habe. Wir Heutigen müssen unsere *eigene* Antwort finden. Wir müssen in unserer Sprache formulieren, was

uns Jesus bedeutet. Wer auch immer sich an diese Formulierung heranwagt, muß wissen, daß es immer nur eine subjektive und vorläufige Antwort sein kann.

Jesus hat uns das Evangelium, die frohe Botschaft, gebracht. Er hat uns gelehrt, Gott als liebenden Vater zu sehen, für den wir, als seine Kinder, unendlich viel wert sind.

Jesus hat uns auch die Botschaft vom Reich Gottes gebracht. Es ist die Herrschaft der Güte und der Liebe. Gott will, daß diese Welt gut sei und durch Liebe und Güte bestimmt werde. Gott will, daß die Menschen sich auf dieses Reich zubewegen und nicht warten, bis es komme. Gott will, daß wir als Einzelne und als Gesellschaft nach Vervollkommnung und schrittweiser Verbesserung streben. Jesus sagt: »Trachtet am ersten nach dem Reich Gottes und seiner Gerechtigkeit«.

Jesus hat uns auch den Weg gezeigt, der in diese Richtung, zu einer sittlich vollkommeneren Welt führt. Es ist die Bereitschaft, nach dem Gebot der Liebe zu leben. Es ist das alte Gebot Gottes: Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst. Jesus hat, speziell in der Bergpredigt, dieses Liebesgebot herausgehoben und auf den Punkt gebracht: so in der Aussage: selbst dein Feind ist dir als Nächster anempfohlen. Viele seiner Gleichnisse handeln davon: so auch das Gleichnis vom Barmherzigen Samariter mit seiner Schlußfolgerung: jeder der dich braucht, ist dein Nächster.

Wir sind uns bewußt, wir können dieses Liebesgebot nicht aus eigener Kraft realisieren. Es bedarf dazu des Glaubens an die Liebe Gottes. Die Liebe, die wir so im Glauben erfahren, befähigt uns, Liebe zu geben und den Weg der sittlichen Vervollkommnung zu gehen. Im Glauben an das Ziel, das uns Gott gesetzt hat, und im Entschluß, eben diesen Weg zu gehen, erfahren wir die Befreiung, die uns Kraft gibt. Wir werden frei von der Angst, die uns hemmt und frei von der Last der Schuld, die uns niederdrückt. Wir finden die Versöhnung mit Gott und der Welt. Der Glaube gibt uns Kraft, in diese Welt hineinzuwirken.

Aber Liebe und Güte sind an eine Gemeinschaft gebunden. Das Reich Gottes ist zwar latent immer vorhanden, aber es wird nur dort Realität, wo Gemeinschaft ist. Liebe und Güte üben kann man nicht für sich allein. Sie sind an das Zusammenleben von Menschen gebunden, die wechselseitig geben und nehmen. Im Tun finden wir zum Nächsten. Im Geben empfangen wir das Glück der Erfüllung. In der Gemeinsamkeit des Glaubens bauen wir am Tempel.

Aber woher nehmen wir diesen Glauben? Die Antwort klingt im Grunde selbstverständlich: von dorthen, wo wir die Begegnung mit dem biblischen Jesus finden, aus der Bibel, direkt und indirekt. Direkt dort, wo wir die Bibel selber lesen und selber Jesu Aussagen über Gott finden. Indirekt dort, wo wir in einer Gemeinschaft in den verinnerlichten und im Handeln sichtbaren Glauben eingebunden sind.

Es ist wichtig zu erkennen: der bewußte und versöhnende Glaube kommt aus dem Hören auf das Wort Jesu vom liebenden Vater und seinem Gebot. Der rechte Glaube führt zum rechten Tun. Ein Glaube, der nicht zur Tat führt, ist nichts wert, wird in der Tempelgesellschaft häufig zitiert. Aber wir sollten andererseits auch

nicht übersehen, daß ein Handeln, das nicht aus dem Glauben kommt, nur selten und nur zufällig zum guten Ziel führt. Vor dem Glauben aber steht das Wort, das Hören des Worts. Jesus sagte am Ende seiner Bergpredigt: »Darum, wer diese meine Rede hört und tut sie, der gleicht einem klugen Mann, der sein Haus auf Fels baute. Als nun ein Platzregen fiel und die Wasser kamen und die Winde wehten und stießen an das Haus, fiel es doch nicht ein; denn es war auf Fels gegründet.« (Mat. 7,24-25)

Dieser Versuch einer Antwort auf die Frage »Ihr aber, wer sagt ihr, daß ich sei?« läßt sich so zusammenfassen: Jesus hat uns die Botschaft vom Vatergott gebracht, der seine Geschöpfe bedingungslos liebt und der den Menschen zu einem von Liebe geprägten Zusammenleben in immer größeren Einheiten befähigt hat. Mit dem Bild vom liebenden Vatergott hat er das Bild vom »gerechten Gott« abgelöst, der jedem das zuteilt, was er verdient und was ihm zusteht: dem Sünder also die gerechte Strafe. Jesus hat uns auch den Weg aufgezeigt, im Sinne dieser göttlichen Bestimmung zu handeln und zu leben. Maßstab dieser Ethik ist sein Liebesgebot als erstes Prinzip. Er hat uns versprochen, daß, wer seine Worte akzeptiert und danach lebt, frei wird von der Lebensangst und dem Druck der aus unserer Unvollkommenheit resultierenden Schuld. *Jesus ist für uns* somit, ebenso wie seinerzeit für die frühe Gemeinde, *der begnadete, von Gott gesandte Überbringer einer Botschaft, die uns hilft zu leben*. Vor dieser Sicht verblassen alle fremdbestimmten Spekulationen um die Wesenheit Jesu und den Charakter seiner Gottesbeziehung.

Diese Überlegungen zur Person Jesu gehen von den Gedanken und Schriften Christoph Hoffmanns aus. Es ist der Mühe wert, daß wir uns immer wieder mit seiner Bibelauslegung und seinem Verständnis der Lehre Jesu beschäftigen, um in richtiger Weise am Tempel zu bauen. Gott gebe uns den Glauben und die Kraft dazu.

*(gekürzte Form eines »Saal«-Vortrags in der Tempelgemeinde Stuttgart am 7. Juli 1996)*

#### Quellennachweis:

(11) Chr. Hoffmann, *Stimmen der Weissagung, Ludwigsburg 1849, Kap.30, S.30*

(12) ebenda, S.30

(13) Chr.Hoffmann, *Das Dogma von der Dreieinigkeit und von der Gottheit Christi, in: Sendschreiben über den Tempel und die Sakramente, Stuttgart 1878, S.52*

(14) ebenda, S.50

(15) ebenda, S.51

## Lichtblicke

Im Mai 1947 – zwei Jahre nach Kriegsende – hatte ich zwei besonders erfreuliche Erlebnisse auf einer Reise. Von meinem Wohnort in der »sowjetischen Besatzungszone« wollten wir zu dritt in den Westen reisen, jeweils die Schwiegereltern besuchen. Dies mußte heimlich (»schwarz«) geschehen, da es legal nicht möglich war. Mit der Bahn ging es zur Zonengrenze, im Morgengrauen zu Fuß weiter. Im kleinen Grenzort wurden wir von »Volkspolizisten« erwischt, verhört und verwarnt: wir müßten umkehren und heimreisen, weil ein unbefugter Grenzübertritt strikt verboten sei. Nun wüßten wir also, »was wir zu tun hätten!« – Das wußten wir nun in der Tat. Und da uns offensichtlich kein Volkspolizist nachschaute, erreichten wir mit einem kleinen Umweg die »grüne Grenze« und die »britische Besatzungszone«. – Das hilfreiche Verhalten der Volkspolizisten war nicht ohne Risiko für sie. Wäre es höheren Orts bekannt geworden, hätte es Strafen gegeben.

Ich fuhr mit der Bahn weiter. Das nächste Hindernis kam an der Grenze zur »amerikanischen Besatzungszone«. Dort mußten alle aussteigen und das Gepäck im Wagen lassen. Beim Wiedereinsteigen wurden die Ausweise kontrolliert. Mir wurde mulmig, als ich sah, daß man nur mit gültigem Zonenausweis und Passierschein wieder in den Zug durfte. – Eine Mitreisende bemerkte meine Unsicherheit und bot ihre Hilfe an. Sie stieg vorne ein, ging rasch durch den ganzen Wagen und gab mir hinten ihre Papiere durchs Fenster heraus, mit denen ich dann einstieg. So gelangte ich schließlich an mein Ziel (Leonberg).

Daß man auch völlig Unbekannten half, selbst wenn es ein wenig riskant war, war in der schweren Nachkriegszeit gar nicht so selten. Aber man behält es in dankbarer Erinnerung, wenn man es an sich selbst erfahren hat.  
*W.Fr.*

## Als Gast bei australischen Freunden

### Erster »dienstlicher« Austausch zwischen TGD und TSA

*Beim letzten Besuch des Tempelvorstehers in Stuttgart regte dieser an, daß wir das seit einigen Jahren erfolgreich verlaufende Jugend-Austauschprogramm zwischen Deutschland und Australien doch auch auf die in der Gemeindeverantwortung stehenden Templer ausweiten sollten. Die Gemeindegarbeit würde dadurch sicher positiv beeinflußt und es wäre nicht so leicht möglich, daß sich die beiden Gebiete »auseinanderlebten«. Unsere Gebietsleitung hat diese Anregung aufgegriffen und unserer Geschäftsführerin Karin Klingbeil die Möglichkeit geboten, als*



*»Abgesandte« der TGD die Templerfreunde in Australien und ihr Gemeindeleben kennenzulernen. Karin hat uns im folgenden schon ihre ersten Eindrücke von drüben mitgeteilt:*

Es ist noch keine zwei Wochen her, daß ich hier in Melbourne angekommen bin. Das Wetter war klar, sonnig und kalt, aber von Dieter und Isolde Ruff und Mark Herrmann wurde mir ein sehr warmes und herzliches Willkommen bereitet. Ich durfte ein Zimmer bei Ruffs beziehen, und schon ging es los: um die »offiziellen« Termine wie Gemeindeveranstaltungen in Bentleigh, Boronia und Bayswater sowie die Gespräche mit Mark Herrmann, dem Geschäftsführer der TSA, mit Helga Anderson, der Sozialhelferin, und Besuchen im Templer-Altenheim und im TABU-LAM-Pflegeheim füllten sich die Tage mit Angeboten, mir die Umgebung zu zeigen.

Die Bilder der australischen Gemeindezentren, die an der rückwärtigen Saalwand in Degerloch aufgehängt sind, sagen mir plötzlich viel mehr als vorher, und die Namen, die ich von »Warte«-Adressaufklebern oder von Mitgliederlisten her kenne, bekommen nun Gesichter. Beneidenswert, wie viel Platz das Schwestergebiet um alle Gemeindehäuser hat: mindestens zwei Tennisplätze gehören zu jedem Gemeindezentrum dazu.

Um Alten- und Pflegeheim ist die TSA ebenfalls zu beneiden, auch wenn viel Papierkrieg und Arbeit damit verbunden ist. Die verschiedenen Stufen, von der unabhängigen Wohneinheit über das Altenheim bis zum Pflegeheim, eröffnen den Mitgliedern alle Möglichkeiten des Wohnens im Alter, verbunden mit dem Vorteil, hier in räumlicher Nähe von anderen guten Freunden zu sein. Dabei ist es selbstverständlich, daß solche, die noch »besser zu Fuß sind«, den anderen helfen. So kommen sowohl Bewohner der unabhängigen Wohneinheiten als auch Bewohner des Altenheims regelmäßig ins Pflegeheim, um beim Füttern zu helfen oder auch mit den dortigen Bewohnern zu singen.

Die »offiziellen« Besuche und Sitzungen sind für mich deshalb so interessant, weil sie mir die Unterschiede zu unserem Gemeindeleben aufzeigen und gleichzeitig auch erklären helfen. Daneben laden mich viele TSA-Mitglieder zu Unternehmungen ein. So haben mich Dieter und Isolde in die Dandenongs mitgenommen und vor allem auf eine Fahrt etwas mehr ins Landesinnere, nach Tatura. Dort wurden wir an die Plätze geführt, auf denen im Zweiten Weltkrieg die verschiedenen Kriegsgefangenen und Interniertenlager standen, in denen auch die 1941 aus Palästina nach hier verbrachten Deutschen viele Jahre lang leben mußten.

Heute ist hier eine Viehweide. Zwar ist an einer Stelle (ehemals Camp 13) ein Denkmal errichtet worden und anderswo findet man noch Zementfundamente und Teile von Rinnen, die einst die Lager durchzogen, doch sonst sieht man nichts mehr von damals. Dafür wurden für das vor 5 Jahren eröffnete Museum mit viel Liebe Utensilien aller Art aus dem Lagerleben zusammengetragen. Da gibt es eine nachgebildete Wellblechbaracke zu sehen, selbstgebastelte Werkzeuge, Küchengeräte, umgearbeitete Kleidung, geschnitztes Spielzeug, Bilderbücher, Strickereien, die aus Fahrradspeichen hergestellt worden sind, kunstvolle Plakate

und Programme für Theateraufführungen und viele gut beschriftete Fotos. Auch dem Friedhof, der zum Gedenken aller in Australien gefallenen Soldaten und hier verstorbenen Internierten beider Weltkriege eingerichtet worden ist, statteten wir einen Besuch ab. Er liegt für sich neben dem Tatura-Friedhof, und viele der Namen, die auf den Steinen zu lesen sind, stehen für bekannte Templerfamilien.

Dann hatte Lilli Kuhnle, die sich mit ihrer Schwester rührend um unser leibliches Wohl bemühte, noch etwas ganz besonderes organisiert: einen Besuch in Dhurینگale Prison Farm, einem ehemaligen Herrenhaus, das heute für den Strafvollzug genutzt wird. Hier waren im Zweiten Weltkrieg die deutschen Offiziere interniert, und wir durften es uns von innen und außen ansehen. Zwei Beamte nahmen sich die Zeit, uns alles zu erklären und das sehenswerte Gebäude mit reich verzierten Stuckdecken, bemalten Fenstern und Zierglas in den Türen zu zeigen.

Für den Rückweg nach Melbourne war die Landstraße wegen Hochwassers unpassierbar. Die starken Regenfälle der letzten Tage (über 80 mm in 2 Tagen!) hatten nicht nur den Yarra über die Ufer treten lassen, sondern das gesamte Land war mit Wasser übersättigt, so daß ich – teils schon auf der Hinfahrt – den Eindruck hatte, durch eine Seenlandschaft zu fahren. Zum Glück regnete es die zwei Tage, die wir in Tatura zubrachten, dort nicht, aber auch hier waren die Wasserstände in allen Wasserrückhaltebecken sehr hoch.

Wieder in Melbourne, nahm mich Lore Schlender, die auch im TSA-Büro arbeitet und viel mit den Arbeiten um den »Templer Record« beschäftigt ist, mit nach Healesville, wo in einem naturnah angelegten Gehege alle einheimischen Tiere gehalten werden. So gibt es neben einer Unzahl von Vögeln in allen Größen und Farben Känguruhs und Wallabys, Koalas, Dingos, Emus, das urtümliche Schnabeltier und vieles mehr aus nächster Nähe zu sehen.

Auf dem Heimweg hatte ich Gelegenheit, das Maroondah-Staubecken anzusehen, das als Trinkwasser-Reservoir für Melbourne dient. Unterhalb des Stausees ist ein herrlicher Park angelegt, in dem es schon jetzt teilweise blühte, und bunte Rosellas, grau-rosa Galahs und gelbbehaubte Kakadus in Massen zu bewundern waren.

Auch ein kulturelles Ereignis im Victoria Arts Centre, der großen Theater- und Konzerthalle in Melbourne, habe ich mitbekommen. Irene Bouzo nahm mich mit dem Kreis junger Damen, die regelmäßig zusammen in Konzerte gehen, in ein Mozart-/Bruckner-Konzert mit. So habe ich doch in recht kurzer Zeit schon eine ganze Menge Besonderes hier erlebt und ich bin sicher, daß die nächste Zeit nicht weniger ereignisreich verlaufen wird, denn mein Kalender weist keinen Tag mehr auf, an dem nicht schon etwas vorgemerkt wäre! Ich erlebe jeden Tag mit großer Intensität und Dankbarkeit.

*Karin Klingbeil*